



## Wer hat Angst vor der »Critical Race Theory«?

*Der republikanische Aktivist Christopher Rufo hat einen Kampfbegriff geprägt, der die Ängste weißer Amerikaner bündelt. Nun streitet das Land weniger über Rassismus gegen Schwarze als über eine Theorie, mit deren Hilfe angeblich Weiße geknechtet werden sollen. Was steckt dahinter? Von Alexandra Rojkov*

Von Alexandra Rojkov, DER SPIEGEL, 12.11.2021

Es gibt eine Romantrilogie mit dem Titel »Illuminatus!«, die erzählt, wie fünf Buchstaben eine Gesellschaft zersetzen. In den Büchern, erschienen in den Siebzigerjahren, erfindet ein Geheimzirkel einen Begriff – Fnord – und streut ihn systematisch im Schulunterricht, in Zeitungsartikeln und in den Fernsehnachrichten. Fnord hat keine Bedeutung, es ist ein Kunstwort. Doch der Kontext, in dem es auftaucht, vermittelt, dass es sich um etwas Schreckliches und Furchteinflößendes handeln muss.

Die Menschen, die in dieser fiktiven Gesellschaft aufwachsen, hören das Wort so oft, dass sie es irgendwann mit einem Gefühl verbinden. Sobald sie Fnord lesen, spüren sie Panik und Angst. Und weil Fnord bald überall steht, ist die Bevölkerung durchzogen von stiller, allgegenwärtiger Furcht. Furcht vor den Fnords, die es gar nicht gibt.

Die Bücher sind Fiktion. Doch in den USA wird gerade etwas Ähnliches Realität.

Der Begriff, den der konservative Autor und Aktivist Christopher Rufo verbreitet hat, ist 18 Buchstaben lang: »Critical Race Theory«. Kaum jemand kann genau sagen, was das sein soll – aber der Kampfbegriff hat es ins nationale Fernsehen geschafft, in die einflussreichsten Talkshows des Landes und in den Kopf von Dutzenden Millionen Menschen. Donald Trump hat dagegen eine Verordnung erlassen, mehrere Bundesstaaten haben Gesetze dagegen beschlossen. Wegen Rufo. Wegen eines Ausdrucks, den er geprägt hat und der das ganze Land in Atem hält – und in Angst.



»Test, test ... Ja, ich höre euch. Wir sind startklar.«

Rufo richtet den Kragen seines weißen Hemdes, streicht seine Ärmel glatt. Er sitzt auf einem Drehstuhl in seinem Büro: Es liegt in einem Wohnhaus in der Kleinstadt Gig Harbor im Nordwesten der USA, das so unauffällig ist, dass jeder amerikanische Vorstadtfilm hier spielen könnte. Kinder fahren auf der Straße Fahrrad, in den Gärten blühen bunte Blumen. In Rufos Flur hängen Familienfotos, gleich gegenüber geht eine Tür ab. Sein Arbeitszimmer. Seine Kommandozentrale.

Im Ohr des 37-Jährigen steckt an diesem Mittwoch im August ein Knopf, wie ihn Fernsehkorrespondenten tragen. Ein Fernseher in seinem Rücken zeigt die Skyline von Seattle. »Noch acht Minuten bis zur Sendung.« Rufo räuspert sich.

Manche Menschen sind nervös, wenn sie vor einem Millionenpublikum sprechen. Rufo wirkt gelassen, schließlich hat er Dutzende solcher Auftritte hinter sich. Und der TV-Sender Fox News, bei dem er gleich reden soll, ist ihm freundschaftlich verbunden. So freundschaftlich, dass Rufo eine Standleitung dorthin hat. Er muss nur anrufen – und schon schaltet man ihn ins Studio.

Rufos Büro ist ausgestattet wie ein kleines Fernsehstudio: Wenn er spricht, leuchten ihn bis zu sieben Scheinwerfer aus, zwei Kameras können sein Bild fixieren. »Ready to go«, sagt Rufo. »Ich bin bereit.«

Früher brauchte man, um ein Land zu verändern, eine Partei oder eine Bewegung, ein Programm und viel Geduld. Rufo brauchte: Technik, die Amazon im Notfall über Nacht bringt – und einen Plan.

Bis vor Kurzem stand Christopher Rufo nicht vor, sondern hinter der Kamera: Er war Dokumentarfilmer. Rufo porträtierte Baseballspieler in China und begleitete einen Senior, der versuchte, den Weltrekord für über 80-Jährige im Stabhochsprung zu brechen. Seine Arbeit war zermürend, einsam und machte nicht reich, erzählt er: Manchmal arbeitete er drei Jahre an einem Film, der nach wenigen Vorführungen vergessen war. 2018 versuchte er einen Karrierewechsel und kandidierte als Lokalpolitiker in Seattle. »Es war ein Desaster«, sagt Rufo heute. Im liberalen Seattle

hatte er – politisch konservativ – keine Chance. Rufo schied freiwillig aus, noch bevor er sich zur Wahl stellen konnte.

Seine politischen Ambitionen schienen damit beendet. Dann entdeckte er, dass man kein Volksvertreter sein muss, um ein Land zu bewegen.

Im Sommer 2020 besserte Rufo seine Filmhonorare auf, indem er Artikel für ein konservatives Onlinemagazin schrieb. Er schimpfte auf die lasche Polizei und die Sozialpolitik der Stadt Seattle, aber seine Tiraden erregten kaum Aufsehen. Dann bekam er eine E-Mail von einer »Quelle«, wie er sie nennt. Eine Mail, die gewissermaßen sein Leben veränderte.

Jemand schickte Rufo Unterlagen von einem Diversitätstraining, das die Stadt - Seattle anbot. Weiße Mitarbeiter sollten darin lernen, ihren »verinnerlichten Rassismus« zu bekämpfen: Unter anderem, so hieß es in der Einladungsmail, sei das Ziel, gemeinsam die »K Komplizenschaft an der Vorherrschaft der Weißen« zu ergründen.

Kurz zuvor hatte ein Polizist den Schwarzen Georg Floyd getötet: Im Sommer 2020 protestierten Menschen im ganzen Land gegen Rassismus, die »Black Lives Matter«-Bewegung ging um die Welt. Der Druck brachte viele US-Behörden dazu, sich mit Diskriminierung in den eigenen Reihen zu befassen. Ein Teil der Bevölkerung hielt das für überflüssig und sah darin einen Kniefall vor den Aktivisten. Rufo sah noch etwas anderes: eine Chance.

Am 8. Juli 2020 veröffentlichte er in einem konservativen Blog einen Artikel über das Antirassismus-Seminar der Stadt Seattle. Rufo hätte fragen können: Ist es nötig, alle Weißen als Unterdrücker zu bezeichnen? Stattdessen blies er eine problematisch formulierte Einladung zu einer Bedrohung für die gesamten USA auf.

In seinem Text nannte Rufo das Seminar in Seattle »cult programming«, was sich am ehesten übersetzen lässt mit »Indoktrinierung«. Er behauptete, linke Aktivisten nutzten systematisch Steuergelder und städtische Strukturen, um weißen Amerikanern Schuldgefühle einzureden. Noch, raunte Rufo, beschränkten sich diese Workshops auf Städte wie Seattle. »Aber vielleicht gibt es sie bald auch in Ihrer Stadt oder bei Ihrem Arbeitgeber.«

Rufo traf mit dem Artikel einen Nerv, der bei vielen weißen Amerikanerinnen und Amerikanern ohnehin gereizt war. In manchen Städten waren Proteste gegen den Tod von George Floyd in Gewalt umgeschlagen, einige schwarze Aktivisten forderten die Abschaffung der Polizei oder Reparationen für die Nachkommen von Sklaven. Sogar Weiße, die eine Debatte über Rassismus unterstützten, erschrakten manchmal über die Aggressivität, mit der sie geführt wurde.

Mitten in dieses Gefühl hinein veröffentlichte Rufo seinen Text über das Diversitätstraining in Seattle. Der Tenor: Bald geht es uns Weißen an den Kragen. Und der Staat macht auch noch mit.

»Es ist explodiert«, sagt Rufo und meint das Interesse an seinem Blog. »Ich dachte, wow, das ist ziemlich cool.«

In jenem Moment im Juli 2020 muss Rufo erkannt haben, dass sich mit der Angst vor dem gesellschaftlichen Abstieg Geld und Reichweite machen lassen. Nach der Veröffentlichung bekam er weitere Unterlagen zugespielt, die sich um Seminare gegen Rassismus drehten und bei denen – so sieht er es – Weiße für die Verbrechen ihrer Vorfäter in Sippenhaft genommen wurden.

Es waren Einzelfälle, aber Rufo sieht in ihnen ein System. Er ist überzeugt, dass Behörden, Schulen und Tech-Firmen in den USA von Linken dominiert werden, die dem Land ihre Weltsicht und Politik aufdrücken. Konservative Werte, sagt Rufo, würden immer unwichtiger, obwohl das halbe Land republikanisch und damit konservativ wählt.

Mit dieser Sichtweise ist er nicht allein. Progressive Linke wollen das Land modernisieren und übersehen dabei, dass das Thema und der Tonfall einen Teil der Bevölkerung verschrecken. Manche amerikanischen Schulen behandeln Themen wie Rassismus und Transidentität schon im Grundschulalter – in den Augen vieler Eltern zu früh. Große Konzerne schreiben sich neuerdings Diversität und sexuelle Vielfalt auf die Agenda, obwohl viele Amerikanerinnen und Amerikaner mit den Themen hadern.

Wie früh sollen Kinder in der Schule mit Politik in Berührung kommen? Wie politisch dürfen Unternehmen sein? Es sind Fragen, die Amerika diskutieren muss. Aber Rufo wollte keine Diskussion. Er wollte Krieg.

Der Psychologe Daniel Kahneman prägte einst den Ausdruck der »kognitiven Leichtigkeit«: Eine Kampagne, so stellte er fest, ist effektiver, wenn sie eine simple Botschaft enthält. Ideal ist ein einzelnes, emotional aufgeladenes Wort. Es ist einfacher, Menschen für den Kampf gegen »Gender-Wahn« zu gewinnen, als gegen »Sprache, die beide Geschlechter sichtbar machen soll, indem sie weibliche und männliche Formen nennt oder Satzzeichen wie das Gendersternchen nutzt«. Beides bedeutet dasselbe. Aber »Gender-Wahn« schafft mehr Empörung.

Rufo wollte Amerikas Institutionen und Firmen für ihren Linksruck »bestrafen«, so erzählt er es selbst. Dafür musste er ein komplexes Thema in ein einfaches Feindbild verwandeln, das Ängste auslöst und Wut. Er brauchte ein Pendant zum »Gender-Wahn«. Er fand es in dem Begriff »Critical Race Theory«.

Rufo hat den Ausdruck nicht erfunden, aber seinen Sinn verändert. Die »Critical Race Theory« ist eine akademische Doktrin, die außerhalb von Hochschulen jahrzehntelang kaum eine Rolle spielte. Laut einem Standardwerk untersucht sie »die Beziehung zwischen Ethnizität, Rassismus und Macht«, und genauso vage wie die Beschreibung blieb auch lange Zeit ihr Inhalt. Das Einzige, worauf sich die Anhänger der Theorie einigen konnten, war, dass Diskriminierung mit dem Ende der Rassentrennung in den USA nicht völlig verschwand. »Das war's«, sagt der Juraprofessor Richard Delgado, der den Begriff einst mitgeschaffen hat. »Mehr ist da nicht.«

Rufo beschloss, diese abstrakte Theorie in einen Kampfbegriff zu verwandeln. Ab Juli 2020 bezeichnete er vieles, was Rechte in den USA stört, pauschal als »Critical Race Theory«.

Ein Unternehmen fordert seine Mitarbeiter dazu auf, sich Gedanken zu machen, wie ihre Hautfarbe ihr Leben beeinflusst? Critical Race Theory! Eine Firma lädt zu einem Vortrag ein, der erklärt, wie ethnische Spannungen die USA bis heute prägen? Critical Race Theory!



Nach und nach platzierte Rufo den Ausdruck in vielen seiner Artikel, Auftritte und Blogbeiträge. Er behauptete, die »Critical Race Theory« sei der ideologische Überbau vieler Diversitätsworkshops: ein »marxistisches« Konzept, das die Amerikanerinnen und Amerikaner zu Selbsthass erziehen wolle. Die »Critical Race Theory«, raunte Rufo, zielt im Grunde darauf ab, die USA zu zerstören. So deutete er fast jedes Anti-Rassismus-Seminar in einen Angriff auf Amerikas Werte um.

Rufo verbreitete diese These über sein Blog, über rechte Medien, dann bei Fox News, das seit gut einem Jahr seine wichtigste Bühne ist. Durch den rechtskonservativen Sender fand seine Botschaft ein Millionenpublikum: Wenig empört dessen Zuschauer so sehr wie Linksliberale, die das Land angeblich umerziehen wollen. Es dauerte nicht lange, bis Hunderttausende Amerikaner über »Critical Race Theory« diskutierten – einen Begriff, der ein halbes Jahrhundert lang fast nur Experten interessiert hatte.

Die Stimme der Moderatorin klingt besorgt. »Wir haben Dokumente erhalten, die angeblich von Google stammen und die eine pervertierte, rassistische Gehirnwäsche aufdecken«, sagt sie in die Kamera. »Chris, das ist sehr beunruhigend.«

In seinem Büro nickt Rufo ernst. Am Morgen hat er Folien veröffentlicht, die aus einer internen Präsentation bei Google stammen sollen: In einem Workshop wurden Mitarbeiter offenbar dazu aufgefordert, sich auf einer Art »Privilegien-Skala« zu verorten, weiße Männer ganz oben, schwarze Frauen am benachteiligten Rand. Rufo nennt diese Praxis rassistisch, weil sie Menschen nach Hautfarbe einteile.

»Sie verleumdete und erniedrigte das halbe Land«, sagt Rufo über Google, und weil das Unternehmen so wichtig ist, fordert er direkt die Zerschlagung seines »Tech-Monopols«. Sein Auftritt bei Fox News dauert knapp vier Minuten. Als die Kamera aus ist, verabschiedet Rufo sich noch von den Fox-Mitarbeitern: »Danke, Leute, und bis zum nächsten Mal.«

Im vergangenen Jahr hat Rufo Dutzende solcher Anti-Rassismus-Trainings zum Anlass genommen, die Empörung zu befeuern. Er folgt dabei einer Choreografie: Erst postet er seine »Enthüllung« auf Twitter, wo ihm mehr als 200000 Menschen folgen.

Dann auf einem konservativen Blog. Manchmal greifen rechte Medien seine Themen auf, und »am Abend folgt das Fernsehen«. Wenn Rufo sich über ein Anti-Rassismus-Seminar aufregt, weil es angeblich amerikanische Werte verletze, erreiche er »locker zehn Millionen Menschen«.

Einer von ihnen war im Herbst 2020 der damalige US-Präsident Donald Trump.

An einem Mittwoch im September vergangenen Jahres klingelte Rufos Handy. Es war 7 Uhr morgens, und auf seinem Display leuchtete eine Vorwahl auf: 202. »Das ist Washington, D. C.«, sagt Rufo heute.

Am Vorabend war er bei »Tucker Carlson Tonight« aufgetreten, einer rechten Talkshow bei Fox News, von der es heißt, Donald Trump schaue sie regelmäßig.

Rufo hatte sich vorbereitet. Der Moderator versprach ihm dreieinhalb Minuten Redezeit, und Rufo übte seinen Vortrag so oft, dass er ihn, als kein Teleprompter zur Verfügung stand, auswendig aufsagen konnte. Wieder sprach Rufo über die »Critical Race Theory« und die angebliche Gefahr, die von der Doktrin ausgehe: Sie werde »als Waffe gegen das amerikanische Volk eingesetzt«, behauptete er, oft mithilfe der Behörden, die sie in Workshops und Schulcurricula verbreiteten. Rufo schloss seine Rede mit einem Appell: »Ich fordere den Präsidenten auf, sofort eine Verordnung zu erlassen, um diese destruktive, spaltende, pseudowissenschaftliche Ideologie auszurotten.«

Als Rufo am nächsten Morgen den Anruf mit der Nummer 202 annahm, hörte er die Stimme von Mark Meadows, Trumps Stabschef. »Er sagte: Chris, der Präsident hat Sie gestern Abend gesehen«, so erinnert sich Rufo heute. »Er hat mich angewiesen, etwas zu unternehmen.«

Drei Wochen später erließ Trump eine Verordnung, die von Rufo inspiriert war. Das Wort »Critical Race Theory« tauchte darin nicht auf, doch der Präsident verbot staatlichen Stellen, Seminare anzubieten, bei denen »Konzepte« gelehrt würden, die die Gesellschaft »spalten«. Gemeint waren: Workshops und Vorträge, die sich mit Rassismus beschäftigen.

Mehrere Ministerien, aber auch Universitäten, sagten daraufhin Veranstaltungen zu Inklusion und Diversität ab. NGOs, die Anti-Rassismus-Kurse anboten, verloren Aufträge. Als Joe Biden im Januar 2021 Präsident wurde, nahm er die Verordnung zwar sofort zurück. Aber mehr als zwei Dutzend Bundesstaaten erließen oder planten bald eigene Gesetze, darunter Texas, Tennessee und Arizona.

Einige der Staaten beziehen sich explizit auf die »Critical Race Theory«, andere umschreiben das Konstrukt. Allen Verordnungen ist gemein, dass republikanische Gesetzgeber ein Thema aufgreifen, das vielen ihrer überwiegend weißen Wähler am Herzen liegt – und dass sie Debatten über Rassismus erschweren. In manchen Bundesstaaten wurde Lehrern zum Beispiel verboten, pauschal über eine ethnische Gruppe zu sprechen, was in der Theorie sinnvoll klingt. Aber wie erklärt man Diskriminierung, ohne zu sagen, dass sie sich gegen Schwarze, Asiaten oder andere Minderheiten richtet? Wie lehrt man die Geschichte der Sklaverei, wenn man nicht erwähnen darf, dass Weiße von ihr profitiert haben?

Rufo hat an vielen dieser Gesetze mitgeschrieben: Er erzählt stolz, wie er die Entwürfe der Ministerien bekam und sie, versehen mit seinen Anmerkungen, zurücksandte.

In einigen Bundesstaaten müssen Lehrer nun fürchten, verklagt zu werden, wenn sie die Benachteiligung von Schwarzen im Unterricht behandeln. Behörden dürfen bestimmte Inklusionsseminare nicht mehr anbieten. Die Hysterie über die »Critical Race Theory« geht so weit, dass Eltern die Schulversammlungen ihrer Kinder stürmen und fordern, dass das Konzept aus dem Unterricht gestrichen wird. »Dabei wird es in den allermeisten Schulen überhaupt nicht gelehrt«, sagt Randi Weingarten, Präsidentin des zweitgrößten Lehrerverbands der USA.

Wenn Rufo von diesen »Erfolgen« erzählt, kann er sich manchmal ein Grinsen nicht verkneifen: Er scheint sich diebisch zu freuen, dass er – ein Einzelner – es geschafft hat, das ganze Land aufzuwiegeln. Fast alle großen Medien haben inzwischen über ihn berichtet, der »*New Yorker*« und die »*Washington Post*« widmeten Rufo Porträts. Er tritt im Fernsehen auf, spricht bei Podiumsdiskussionen, wird zu





Veranstaltungen eingeladen. Aus dem mäßig erfolgreichen Dokumentarfilmer ist ein Posterboy des rechten Amerika geworden.

Den Preis dafür zahlen andere.

Richard Delgado ist heute 82 Jahre alt: ein Mann, so höflich, dass er, wenn man ihn versehentlich drei Stunden zu früh anruft, versichert, es sei seine Schuld. Er lehrt als Juraprofessor an der Universität von Alabama, aber Delgado führt das Videotelefonat von einem geheimen Ort aus.

Er hat den Bildausschnitt so gewählt, dass der Hintergrund keinen Rückschluss auf seine Umgebung zulässt: Selbst seine Studenten, die er virtuell unterrichtet, wissen nicht, wo er zurzeit lebt. »Eine Vorsichtsmaßnahme«, sagt Delgado.

Es gibt noch andere: Bevor er ins Auto steigt, prüft er, ob jemand die Bremsen manipuliert hat. Delgado gibt seine Telefonnummer nicht mehr heraus. Er fürchtet, dass sich der Hass, der im Netz und in rechten Medien gegen ihn tobt, in körperlicher Gewalt entladen könnte. Hass für etwas, das wenig mit ihm zu tun hat und viel mit Christopher Rufo.

Der Juraprofessor Delgado ist nun ebenfalls berühmt: als einer der Erfinder der »Critical Race Theory«. Doch die Theorie, die er einst für ein akademisches Publikum formulierte, habe keinerlei Ähnlichkeit mit dem »monströsen Zeug«, das Rufo von sich gebe, sagt er.

Wenn Delgado heute den Fernseher einschaltet, erfährt er, dass er angeblich Schüler indoktriniere und an der Zerstörung der USA arbeite. Ein Nachbar fragte ihn kürzlich, warum er ein Marxist geworden sei, in den USA ein Schimpfwort wie in Deutschland »Nazi«. Neulich erreichte Delgado eine E-Mail, die nur einen Satz enthielt: »Warum hassen Sie Kinder so sehr?«

»Ich bin Lehrer, ich verdiene meinen Lebensunterhalt mit Unterricht«, sagt Delgado. Er gibt sich Mühe, die Stimme nicht zu erheben, aber es fällt ihm schwer. »Wie konnte jemand den Eindruck bekommen, dass ich Kinder hasse?«

Richard Delgado gibt die Antwort selbst: Rufo habe es der Öffentlichkeit eingeredet. »Er hat den Begriff ›Critical Race Theory‹ genommen und ihn mit all diesen schrecklichen Dingen verknüpft«, sagt Delgado. »Er hat ihn völlig umgedeutet. Und er versteckt es nicht einmal.« Delgado nennt Rufo – halb anerkennend, halb verzweifelt – ein »bösesartiges Genie«.

Wenn man Rufo auf die Vorwürfe anspricht, streitet er ab, den Ausdruck, den Delgado einst prägte, absichtlich fehlinterpretiert zu haben. Er jage kein Phantom, sondern ein reales Phänomen: Die »Critical Race Theory« sei eine »neorassistische« Doktrin, sagt Rufo, die sich in Schulen, Institutionen und Firmen festgesetzt habe. Dass viele Schulen, Institutionen und Firmen davon gar nichts wissen, kümmert Rufo nicht.

Vor einigen Monaten klang das noch anders. In einer E-Mail an den »*New Yorker*«, die dem SPIEGEL vorliegt, beschrieb Rufo, wie er gezielt nach einem Kampfbegriff suchte.

»Wir brauchten eine neue Sprache für diese Themen«, schrieb er dem Autor Benjamin Wallace-Wells. »Cancel Culture« sei sinnentleert, »woke« – ein Ausdruck für Menschen, die sensibel gegenüber Diskriminierung sind – zu vage. »Critical Race Theory«, schlussfolgerte Rufo, sei »der perfekte Bösewicht«. Auf Twitter feierte er sich dafür, den Begriff »Critical Race Theory« »toxisch« gemacht zu haben.

Die Illuminati versetzten in den Romanen eine ganze Bevölkerung mit einem Kunstwort in Angst. Rufo hat dasselbe mit »Critical Race Theory« erreicht: Er hat einen Kampfbegriff geschaffen, mit dem sich nicht nur Panik machen lässt, sondern Politik. Er bekämpfte etwas Imaginäres und gewann etwas Reales: Aufmerksamkeit, Geld sowie Gesetze, die Lehrpläne von Tausenden Schulen und das Leben von Millionen Menschen prägen.

Auf einem Regal in Rufos Arbeitszimmer steht ein dunkler Bilderrahmen, darin hinter Glas ein schwarzer Kugelschreiber. Russell Vought, Trumps ehemaliger

Budgetchef, hat ihn Rufo geschickt: Es ist der Stift, mit dem Trump im September 2020 den Erlass gegen die »Critical Race Theory« unterzeichnete.

Daneben prangt in blauer Tinte eine Notiz. »Chris, danke für deinen furchtlosen Kampf im Bereich der Critical Race Theory«, schrieb Vought. »Wer sagt, dass ein Mensch nichts erreichen kann?!«